

verstärkte Abhängigkeiten weit eher die Folge als Befreiung? Realpolitisch gesehen, liegen das Fernziel Castros von einer Gesellschaft ohne Geld und der Illichsche „Erziehungspaß“ auf der gleichen Ebene der Utopie.

Deutsche Reaktionen

Trotzdem, die Provokation des CIDOC-Leiters zum Umdenken und einer steten Überprüfung der entwicklungs-politischen Ziele verdienen insgesamt die diskussionsbereite Reaktion der kirchlichen Hilfswerke. Ein Versuch dazu ist von Misereor gemacht worden. In der ersten Stellungnahme des Hilfswerks — einem Fernschreiben an den „Spiegel“ — wurde erklärt: „Für uns ist die Kritik von Ivan Illich ein weiteres Element des von uns ständig geführten und auch in Zukunft zu leistenden kritischen Dialogs mit unseren Partnern in Übersee. Dieser kritische Dialog gehört zu unserem Arbeitsalltag.“ Illich sei gebeten worden, seine Kritik gegenüber Misereor systematisch und ausführlich darzustellen, damit man in das Sachgespräch eintreten könne. „Im übrigen“, heißt es in dieser ersten Stellungnahme, „möchten wir darauf hinweisen, daß die komplizierten Sachverhalte der weltweiten Unterentwicklung und die daraus entstehenden Probleme nicht einseitig denen angelastet werden können, die einen Beitrag zu ihrer Überwindung leisten wollen“ („Misereor aktuell“, 25. 2. 70).

Angesichts der unmittelbar bevorstehenden Misereor-Kollekte nahm es nicht wunder, daß die nachfolgende Stellungnahme zu den von Illich aufgeworfenen Fragen weit stärker vom Prinzip der Selbstverteidigung bestimmt wurde. Der „Spiegel“-Artikel gab dem Hilfswerk willkommene Gelegenheit zur Darstellung einer vorbildlichen Arbeit seiner Lateinamerika-Abteilung. Die von Illich angesprochene Inkompetenz lateinamerikanischer Verwalter deutscher kirchlichen Hilfsgelder z. B. wurde wohl mißverstanden, wenn man als Antwort ausführlich die Sachkompetenz einer nach Alter, Nationalität, Ausbildung und Erfahrung vorbildlichen Misereor-Lateinamerika-Abteilung erläuterte („Misereor aktuell“, ohne Datum). Misereor konnte mit Recht darauf verweisen, alle bisher von Misereor geförderten Maßnahmen seien „eigene lateinamerikanische Maßnahmen“. Damit wurde aber ein kritischer Punkt nicht berührt: die Frage nach der Struktur, der Macht und dem Einfluß der Partnerinstitutionen in Lateinamerika. Die mächtigste unter ihnen, DESAL (Institut für wirtschaftliche und soziale Entwicklung in Lateinamerika), Santiago de Chile, ist in Lateinamerika umstritten. Dem personell und finanziell großzügig ausgestatteten Institut wird beispielsweise nicht nur von ganz linken Gruppen vorgeworfen, sich zu einer in sich rotierenden Superstruktur ent-

wickelt zu haben, deren Manager den Kontakt mit der Basis und ihren Bedürfnissen verloren haben, die sich kostspieliger und unergiebigere Projektfindungen befleißigt und nichtintegrierten Initiativen den Zugang zu den Hilfsquellen versperrt. Diese massiven Vorwürfe sind allerdings bis heute nicht belegt. Und zweifellos ist es gerade die Ohnmacht der an finanziellen Mitteln unterlegenen Kritiker, die das Unbehagen an einem international etablierten Entwicklungsmanagement verschärft.

Selbstkritisch zielte in Essen die spontane Stellungnahme von Erzbischof *M. McGrath* in die gleiche Richtung, als er den Thesen „meines Freundes Ivan Illich“ in der Analyse weitgehend zustimmte. Das entscheidende Problem sei weniger die ausländische Hilfsbereitschaft, auf die Lateinamerikas Kirche noch nicht verzichten könne, sondern die Nutzung des Hilfsangebots in den Entwicklungsländern selbst. Die bisher geleistete Hilfe habe ein gutes Stück der Erneuerung der lateinamerikanischen Kirche ermöglicht. Subsidiär und vorübergehend müsse die Kirche auch überall dort weiter unmittelbare Verantwortung im Entwicklungsprozeß übernehmen, wo die kirchliche Struktur die einzig intakte gesellschaftliche Struktur sei, die den Entwicklungswillen stimulieren und den Entwicklungsprozeß leiten könne. Dabei müsse sie sich stets bewußt bleiben, daß ihr eigentlicher Beitrag darin liege, den Menschen und den Völkern Sinn und Ziel des Lebens aufzuweisen.

Adveniat, neben Misereor der Hauptadressat, hat sich bisher mit öffentlichen Stellungnahmen zum Illich-Interview zurückgehalten. Illich schrieb vor dreieinhalb Jahren auf die Bitte von Adeniat, Vorschläge für eine seiner Meinung nach zukunftssträchtige Verwendung der Hilfe zu machen: „Ich glaube, daß erst die Geschichte die Bedeutung dieser Hilfswerke anerkennen wird. Was heute an Adveniat bewundert wird und bedeutungsvoll bleibt, ist die Offenherzigkeit, mit der gegeben wird, und die (für die Kirche wenigstens neuartige) Fülle von Respekt, mit der die deutschen Bischöfe anerkennen, daß es Lateinamerikaner sein müssen, die das geschenkte Geld ausgeben — wie immer sie es verwenden wollen. Doch diese richtungweisende Bedeutung wird selten gesehen und noch seltener wirklich verstanden . . .“

Und das, so scheint es, ist noch heute das wesentliche Problem: den Hilfswillen der Spender, die Administration der gespendeten Gelder, die Empfängerstrukturen und die vordringenden Bedürfnisse der notleidenden Massen in den Entwicklungsländern übereinzubringen. Man wird es den deutschen Hilfswerken nicht verübeln können, wenn sie angesichts der Äußerungen Illichs auf die Hilfeleistungen für dessen eigenes Institut verwiesen. Allein Adveniat investierte 800 000, Misereor 167 000 DM.

Länderberichte

Probleme der Priesterausbildung in Ungarn

Seit mindestens 14 Jahren ist in Ungarn eine Reform der Priesterausbildung angekündigt. Seit längerer Zeit gibt es einen Sonderausschuß der ungarischen Bischofskonferenz zu dieser Frage. Es existieren Gutachten von verschiedenen Seiten. Einiges wurde auch schon realisiert, aber die eigentliche Arbeit ist noch zu leisten. Die Gründe, warum die Reform so lange auf sich warten läßt, können

schon aus den ersten Schritten, mit denen sie begonnen wurde, eruiert werden: Die beiden Hemmschuhe sind ein deutlich erkennbarer Immobilismus der Kirchenbehörden einerseits und die Gefahr einer gänzlichen Auslieferung an die Tagespolitik andererseits. Diese beiden Faktoren waren bereits wirksam, bevor man den Plan der Seminarreform aufgegriffen hatte. Das verdeutlicht folgendes

Zitat aus der ungarischen Wochenschrift „Katolikus Szó“ (14. 10. 56): „Man soll nicht denken, daß wir (an den erneuerten Theologischen Hochschulen) statt unserer Dogmatik, Moraltheologie, Gesellschaftswissenschaft, Kirchengeschichte und christlichen Philosophie nun Sowjetphilosophie und materialistische Ideologie werden unterrichten müssen (und durch die Reform) ... die Seminare Anstalten zur Ausbildung von Parteisekretären werden.“

Statistische Daten

Die Ausbildung des katholischen Klerus erfolgt derzeit in fünf Seminaren mit lateinischem (Budapest, Eger, Esztergom, Győr, Szeged) und in einem mit griechischem Ritus (Hajdudorog). Jedes Seminar ist mit einer Theologischen Hochschule gekoppelt — in Budapest mit der ehemaligen Theologischen Fakultät der Pázmány-Universität, die nach ihrer Abtrennung von der Universität als Theologische Akademie weitergeführt wird und die berechtigt ist, den wissenschaftlichen Grad des Doktors der Theologie zu verleihen. Diese Ausbildungsstätte wird gegenwärtig auch von mehreren Lientheologen und von Theologen mit abgeschlossenem Studium zu Fortbildungs- bzw. Promotionszwecken besucht. In jedem Seminar bereiten sich etwa 50 Seminaristen (in Hajdudorog 25) auf das geistliche Amt vor. Den Unterricht erteilen an der Theologischen Akademie zwölf Professoren und vier Lehrbeauftragte, an den übrigen Hochschulen etwa je acht Dozenten. Der Studiengang dauert in Budapest und Esztergom sechs, an den übrigen Theologischen Hochschulen fünf Jahre.

Bis 1952 bestanden in Ungarn 12 Diözesanseminare, ein Zentral- bzw. überdiözesanes Seminar in Budapest und neun Theologische Hochschulen der verschiedenen religiösen Orden. Mit der Auflösung der Orden fielen diese letzteren praktisch aus. 1952 wurden die 13 Seminare auf die erwähnten sechs reduziert. Seitdem werden die Seminaristen aus mehreren Diözesen zusammengezogen und auf die Seminare verteilt. Die statistischen Daten ergeben folgende Entwicklung der Seminaristenzahl:

1940—41	1941—42	1947	1948	1954	1964	1965
872	977	863	1079	525	301	303

Ein Vergleich zwischen der Zahl der Priesterweihen und der Sterbefälle unter den Priestern ergibt folgendes Bild:

Priesterweihen

1960	1961	1962	1963	1964	1965	1966	1967	1968
78	41	47	65	31	33	58	37+	45*

Verstorbene Priester

1960	1961	1962	1963	1964	1965	1966	1967	1968
59	130	77	95	73	59	88	75	97

(+ = es fehlen die Angaben von Esztergom, Hajdudorog, Pécs, Kalocsa;

* = es fehlen die Angaben von Pécs, Vác, Kalocsa).

Die Todesfälle übersteigen also die Zahl des jährlichen Zuwachses um durchschnittlich 30. In jeder Diözese ist bereits ein spürbarer Priestermangel zu verzeichnen (Documentation sur l'Europe Centrale, 1969/4, S. 317). Durch Heranziehung von ehemaligen Ordenspriestern und Religionslehrern, die ihre ursprüngliche Tätigkeit nicht mehr ausüben dürfen, werden die größeren Lücken in der Pfarrseelsorge vorläufig gefüllt. Aber die zu geringe Zahl junger Priester führte bereits zu einer drohenden Überalterung. Im Jahre 1964 wiesen die in der Seelsorge noch aktiv tätigen Priester folgende Altersstufung auf:

insges.	unter 30	31—40	41—50	51—60	über 60 Jahre
3663	283	771	917	1168	524
100%	8%	21%	25%	32%	14%

Der politische Hintergrund

Es war eine kirchenpolitische Auseinandersetzung, die die Reform der Seminare in Ungarn ins Rollen brachte. Man hatte im Schuljahr 1958/59 eine großangelegte Kampagne gestartet, um die „staatsbürgerliche Erziehung“ der Seminaristen sicherzustellen. Das war kaum zwei Jahre nach dem Oktober-Aufstand von 1956. Die auslösende Ursache war laut offizieller Erklärung „das unrichtige und kurzsichtige Verhalten“ der Seminaristen, „mit dem sie gegen den Gehorsam und gegen die Gemeinschaft gesündigt haben“ („Uj Ember“, 1. 3. 59), indem sie trotz formeller Anordnung der Bischöfe und der Seminarvorstände von den für sie außerhalb der Universität organisierten politischen Vorträgen ferngeblieben waren. Ihrer ablehnenden Haltung folgten schwere Sanktionen, in deren Verlauf auf Verlangen der Regierung 14 Seminaristen von der Akademie ausgeschlossen und vom Zentralseminar entlassen wurden („Katolikus Szemle“, 1959/1, S. 68). 70 von den rund 100 Alumnen protestierten gegen diese sehr drastischen Strafmaßnahmen und blieben aus Solidarität mit ihren ausgeschlossenen Kameraden zu Beginn des zweiten Semesters dem Seminar fern. Diese Protestaktion der Seminaristen führten aber nur dazu, daß die Protestierenden ebenfalls ausgeschlossen wurden. Das Zentralseminar und die Theologische Akademie begannen damals das zweite Semester mit insgesamt nur neun Alumnen. Ihre Zahl erhöhte sich auch im nächsten Studienjahr nur auf 17.

Nach diesem Konflikt im Zentralseminar wurde der Plan kirchenpolitisch in den Vordergrund gespielt, die staatsbürgerliche Erziehung der zukünftigen Priester im Rahmen einer allgemeinen Seminarreform zu lösen. M. Rozsláti, Generalvikar der Diözese Eger, der Vorsitzende der zu diesem Zweck gebildeten Theologischen Kommission, begründete die geistigen Reformen der Seminare folgendermaßen: „Es zeigten sich und es zeigen sich sporadisch Erscheinungen, die nicht gerade als beruhigend betrachtet werden können, und zwar vor allem in den Institutionen der Priestererziehung und in den Reihen der jüngeren Priester. In einigen Seminaren fanden sich Alumnen, die, die Interessen der Kirche ... die reale Lebensanschauung der überwiegenden Mehrheit des Klerus und nicht weniger ihre eigenen staatsbürgerlichen Verpflichtungen mißachtend, einen eigenbrötlerischen Weg eingeschlagen haben, der weder einem Staatsbürger und noch weniger einem Seminaristen angemessen ist ... Die Friedensbewegung der Priester ist sich ihrer Verantwortung bewußt; sie will deshalb in Zukunft den Fragen der Priestererziehung gesteigerte Aufmerksamkeit widmen und ... hilft bereitwillig den Oberhirten bei der Lösung des Problems“ („Katolikus Szó“, 4. 3. 59).

Bereits während der Zeit dieses Konfliktes im Zentralseminar wurden Professoren getadelt, weil die Anforderungen des Abkommens zwischen Kirche und Staat „auf dem Gebiet der Erziehung“ nicht genügend zur Geltung gebracht wurden, und so die Gefahr entstand, „daß ein dem neuen Leben der Kirche zuwiderlaufendes Verhalten und manche fremde Auffassungen sprießen konnten“ („Uj Ember“, 1. 3. 59). Um wirken zu können, mußte der Theologieprofessor und der Erzieher an der Tätigkeit der Friedensbewegung der Priester aktiv teilnehmen. „Es ist

heute unmöglich, theologische Vorlesungen zu halten, Betrachtungspunkte zu geben, die Funktion des Präfekten zu erfüllen, die Leitung der Ökonomie zu gewährleisten, zu verwalten, Beichte zu hören, also die Priesterkandidaten zu lehren und zu erziehen, im Leben des Seminars eine Rolle zu spielen — ohne gesellschaftliche Orientierung und Information, ohne politische Bewußtseinsbildung, ohne positives Verhalten, ohne sozialistischen Lebensdienst, kurz: wenn man die Friedensarbeit verweigert“ (vgl. „Katolikus Szó“, 9. 12. 62).

Die damals gebildete „theologische“ Kommission hielt mehrmals Besprechungen auf Landesebene über die Studien- und Erziehungsreform in den Seminaren ab. Konkrete Vorschläge wurden aber nie publiziert. Die Kommission habe nur „auf Vorrat“ gearbeitet. Der Grund für diese Zurückhaltung ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß dieses Gremium keine Vollmacht zur Ausarbeitung der Reformvorschläge von der allein zuständigen Bischofskonferenz erhalten hatte, und während des Konzils von der Bischofskonferenz selbst eine Kommission zum Studium der Frage eingesetzt wurde. Die Kommission versuchte deshalb, die Reform der Bischofskonferenz zu beeinflussen, und zwar in Richtung der von ihr ausgearbeiteten Vorschläge, indem sie die Ergebnisse der Bischofskonferenz wiederholt „zur Verwertung“ anbot.

Das offenbare Hauptanliegen jener Kommission, die patriotische Erziehung der Priesterkandidaten, hat inzwischen anscheinend der Staat selbst in die Hand genommen. Bei Theologiestudenten beispielsweise wird zur Zeit immer seltener die für Studenten allgemein geltende Ausnahmebestimmung angewendet, daß der Militärdienst während ihrer Studienzzeit in Raten abgeleistet werden kann. Im Jahre 1966 wurden z. B. in Esztergom 14 von den 19 Kandidaten, die sich gerade für das Seminar angemeldet hatten, zu zweijährigem Militärdienst einberufen. Ähnliche Einberufungen erreichten auch Kandidaten in den übrigen Seminaren. Im Laufe des Militärdienstes wird die Haltung der Theologiestudenten auf manch harte Probe gestellt. Das führt bei einem nicht unbeträchtlichen Teil der Seminaristen zur Aufgabe ihres Studiums.

„Wir wollen kirchentreuere Priester und gute ungarische Patrioten dazu“ — so faßt der Regens eines Seminars das Ziel der Priestererziehung zusammen. Ein anderer kirchlicher Oberer formulierte den Wunsch nach „dem Geist der zukünftigen Priestergeneration, der in der Treue zur Kirche und zur Heimat besteht“. „Wir wollen ... kein Fremdkörper im lebendigen Leib der Gemeinschaft unserer Heimat sein ... Mit der Vergangenheit können wir die Gegenwart nicht lösen. ... Unsere Zeit des Umbruchs verlangt eine eindeutige feste Stellungnahme von den Oberen, also auch vom Priester, vom Seelenführer der Gläubigen.“

Auf den Einwand, daß jedes Entgegenkommen des Staates der Kirche gegenüber nur eine Taktik, das endgültige Ziel aber die Entwicklung einer religionslosen Gesellschaft sei und der Klerus folgerichtig mit der Zusammenarbeit nur zu seinem eigenen Aussterben beitrage, antwortete ein Seminarerzieher mit Betonung des „Dialogs“: Die Herausstellung von Gegensätzen und einer besorgniserregenden Zukunft erwecke nur Mißtrauen und führe dazu, „daß Menschen verschiedener Weltanschauung sich gegenseitig als Fremde betrachten“ („Katolikus Szó“, 5. 1. 64). Der Kampf gegen die Religion — auf den der Staat auch nicht mit der vorläufigen Regelung der Verhältnisse zwi-

schen Kirche und Staat verzichtet hat — auf der einen und die Erfüllung der missionarischen Sendung der Kirche auf der anderen Seite können nicht zur Quelle des Mißtrauens werden, weil beide Aktionsweisen auf den ideologischen Bereich begrenzt seien.

Die intellektuellen Voraussetzungen

Neben diesen ideologisch-politischen Verwicklungen wird die Erneuerung der Priesterausbildung auch durch andere spirituelle und materielle Voraussetzungen behindert. Die Priesterkandidaten, die sich zur Aufnahme in die Seminare melden, bringen oft nicht einmal die unbedingt notwendige schulische und religiöse Ausbildung mit sich, die zu einer erfolgreichen Absolvierung der Theologiestudien notwendig sind. Der Versuch, Schüler ohne Reifeprüfung in die Seminare aufzunehmen und während des Studiums die fehlende Mittelschulbildung nachzuholen, wurde aufgegeben („Documentation sur l'Europe centrale 1968/4, S. 317). Jetzt werden Plätze in den sechs vorhandenen kirchlichen Mittelschulen und Diözesanstipendien für jene Oberschüler gesichert, die die Absicht haben, Priester zu werden, aber es sonst wegen finanzieller Hindernisse nicht werden könnten. Etwa die Hälfte der so ausgebildeten jungen Männer tritt dann tatsächlich ins Seminar ein. Die in den staatlichen Mittelschulen herangebildeten Theologiekandidaten verfügen über sehr schwache Kenntnisse in Latein und gewöhnlich auch in Religion, deshalb ist eine Ergänzung des Oberschulunterrichts und eine zusätzliche religiöse Unterweisung unerlässlich. „Auf Grund der tatsächlichen Ausrichtung des Studienprogramms an den Oberschulen verfügen die Hörer weder über eine Vorbildung noch über ein Interesse für philosophische Fragen. Da sie noch dazu auch das Latein nicht verstehen, darf das Bestehen auf der lateinischen Sprache nicht auf Kosten des Verständnisses geschehen ...“ So heißt es in einer Stellungnahme eines Theologieprofessors in der Quartalschrift „Teológia“ (1967/1, S. 58). Ein in der Presse veröffentlichter Vorschlag spricht von der Notwendigkeit, ein Vorbereitungsjahr vor dem Beginn des eigentlichen Studiums einzuführen. „Während dieser Zeit können sie sich mit der Religion auf Oberschulniveau beschäftigen, die lateinische Sprache erlernen oder wenigstens ihre wichtigsten Elemente und eine Einführung in die Aszetik erhalten. Außerdem könnten sie in diesem Jahr anfangen, „sich ein landwirtschaftliches oder industrielles Fach anzueignen ...“, und darüber ein entsprechendes Diplom erwerben ...“ Solange der Klerus mit finanziellen Sorgen zu kämpfen habe, sei ein solches Nebenstudium besonders nützlich. Eine Höherschätzung der physischen Arbeit könnte gleichzeitig ein ganz anderes Verhältnis zwischen Klerus und Arbeitern schaffen. Vom gleichen Autor wird das Fehlen eines vorbereitenden praktischen Pastoraljahres bedauert. Dieses könnte zur Berufsklärung beitragen und eine Einführung in den praktischen Seelsorgsdienst bieten (vgl. „Teológia“, 1969/1, S. 63).

Auswahl und Motive

Ein besonders schwieriges Problem sind die großen Altersunterschiede zwischen den Theologiestudenten. Unter den 110 Alumnen des Seminars von Eger war (1956) der jüngste 19, der älteste 43 Jahre alt. Ein Drittel der Alumnen im Seminar von Győr, im Ganzen 19, waren 1968 Spätberufene, größtenteils 25—30 Jahre alte Männer (vgl. „Uj Ember“, 14. 5. 67). Sie kamen aus den verschieden-

sten Berufen. Es gab unter ihnen: Arbeiter, Lastwagenfahrer, landwirtschaftliche Arbeiter, Verwaltungsbeamte, Monteure, Förster, Kellner, einen Elektrotechniker, einen Organisten und einen Studienrat. Zu den Spätberufenen zählen auch frühere Laienbrüder, die nach dem Verbot der Orden (1950) aber die Reifeprüfung nachholten.

Welches sind die Motive, die die Priesterkandidaten zum Eintritt in das Seminar veranlassen? Es lassen sich drei Kategorien unterscheiden. Die erste bilden jene, die mit ernststen Absichten in das Seminar eingetreten sind und sich dort in harter Arbeit auf ihren zukünftigen Beruf vorbereiten. Die zweite Gruppe besteht vornehmlich aus solchen, die sich auf Grund einer Art „innerer Emigration“ zum Seminar hingezogen fühlen. Die meisten von ihnen sind gutwillige, aber schwachnervige, überempfindliche junge Leute. Nicht selten handelt es sich um „Spätberufene“, die in einer atheistischen Umwelt nicht gläubig durchhalten konnten und in eine religiöse Atmosphäre auswichen. Das führt oft zu bitterer Enttäuschung oder gar zu psychischer Labilität. Der Nervenarzt ist — nicht unähnlich manchen Parallelen im Westen — der vielbeschäftigte Hausarzt der heutigen ungarischen Seminare geworden. Studenten dieser Kategorie halten selten bis zur Priesterweihe durch. Erreichen sie das Ziel, werden aus ihnen beim Auftreten der ersten schweren Konflikte nicht selten enttäuschte Apostaten. Endlich gibt es eine dritte, zahlenmäßig ganz kleine Gruppe, die aber die meisten Sorgen bereitet: die der sogenannten „Eingebauten“. Zu ihrer Zahl und ihrer Identität gibt es keine Daten. Daß es sie gibt, wird durch die Tatsache bewiesen, daß die staatlichen Organe innerhalb kürzester Zeit regelmäßig von all dem erfahren, was in den Seminaren während der Vorlesungen, in der Kapelle oder in der Freizeit vorgebracht wird. Der Erfolg ihrer Präsenz besteht vor allem darin, daß sie die menschlichen Beziehungen innerhalb der Seminare vergiften und zu einer Atmosphäre des Mißtrauens und des Verdachtes zwingen.

Seminarerziehung und Priesterausbildung leiden überdies unter der starken Isolierung der ungarischen Kirche. Bis 1964 war für ungarische Seminaristen jedes Studium im Ausland ausgeschlossen. In den 10 Jahren der stalinistischen Ära kamen sie praktisch mit keinerlei ausländischer theologischer Literatur in Berührung, auch nicht mit ausländischen theologischen Zeitschriften. Der Staat ist, wo er keinen eigenen Nutzen sieht, interessiert, diese Quarantäne möglichst wenig zu durchbrechen. Der Mangel an ausländischer theologischer und religiöser Fachliteratur ist immer noch groß. Man ist gezwungen, alte Lehrbücher zu benutzen, weil adaptierte Lehrbücher nicht erscheinen dürfen. Diese würden aber gerade in theologischen Grenzfragen besonders benötigt. Zum Ankauf ausländischer Fachliteratur fehlen die finanziellen Mittel. Die Bibliothek der katholischen theologischen Akademie erreicht nicht einmal das mittlere Niveau vergleichbarer wissenschaftlicher Einrichtungen. Mangelnde Sprachkenntnisse behindern ebenfalls den Lehrbetrieb. Man ist deshalb dazu übergegangen, das Studium wenigstens einer westlichen Fremdsprache im Seminar selbst zur Pflicht zu machen. Die Herausgabe theologischer und pastoraler Handbücher in ungarischer Sprache ist noch nicht möglich. Man behilft sich vielfach mit privat vervielfältigten theologischen Skripten. Die neugegründete theologische Quartalschrift „Teológia“ kann die bestehenden Lücken nur teilweise ausfüllen. Es ist schon seit langem ein Problem, die Theologiestudenten mit einem Exemplar des Alten Testa-

ments zu versorgen. Die letzte ungarische Übersetzung erschien vor 40 Jahren und ist vergriffen. Die Herausgabe einer neuen Übersetzung steht noch in den ersten Vorbereitungsarbeiten. Gelegentlich versuchte man per Zeitungsinserat an Ausgaben des Alten Testaments für die Theologen heranzukommen. Die rudimentärsten Arbeitsbedingungen der theologischen wissenschaftlichen Forschung sind eigentlich nur für die Hochschulprofessoren einigermaßen gesichert. Der Ausbau der theologischen Akademie und die Gründung von Fachinstituten für Liturgie, Katechetik und Pastoral wäre äußerst dringlich. Außerhalb der theologischen Hochschule gibt es überhaupt keine wissenschaftlichen Forschungsgruppen, kein einziges wissenschaftliches Institut. Und die Möglichkeiten für eventuelle Veröffentlichungen sind äußerst begrenzt. Auch die Finanzierung der Seminare, die ausschließlich durch Sammlungsgelder erfolgt, verursacht erste Sorgen. Obwohl die Seminaristen selbst mit finanziellen Problemen nicht zu kämpfen haben, weil sie im Seminar unentgeltlich Wohnung und Verpflegung erhalten und auch den zu den liturgischen Handlungen benützten Talar und die bei den Studien gebräuchlichen Skripten gratis erhalten, muß doch festgestellt werden, daß die Seminare hinsichtlich ihrer Ausstattung und Anlagen (Sportplätze usw.) gegenüber vergleichbaren studentischen Einrichtungen weit im Hinterreffen sind. Laut veröffentlichtem Haushaltsplan stehen der größten Priesterausbildungsstätte des Landes, dem Zentralseminar in Budapest, jährlich insgesamt nur etwa eine halbe Million Forint zur Verfügung (vgl. „Magyar Kurir“, 10. 1. 70). Mit dieser Summe können nur die notwendigsten laufenden Ausgaben gedeckt werden. Für unaufschiebbare Renovierungsarbeiten des Zentralseminars in Budapest hat der Vatikan vor zwei Jahren 20 000 Dollar beigesteuert.

Die theologisch-geistige Atmosphäre

Trotz dieser Schwierigkeiten und des bisherigen Scheiterns einer grundlegenden Seminar- und Studienreform wird das Theologiestudium heute bereits sinnvoller und auch lebensnaher gestaltet, nicht zuletzt auf Grund der Beschäftigung mit philosophischen und religionsgeschichtlichen Veröffentlichungen, die die Religion und die Kirche von einem nichtchristlichen Standpunkt her beurteilen. Dadurch können sie ihre Lage in der Gesellschaft und in der geistigen Umgebung, in der sie leben, realistischer einschätzen. Bedauerlicherweise fehlt der Ausbildung fast jeder ökumenische Akzent. Dem Ausfall der oft heftigen interkonfessionellen Debatten folgten keine ernsthaften Schritte der Annäherung unter den christlichen Kirchen. (Hier dürfte allerdings auch die Kirchenpolitik des Staates eine Rolle gespielt haben, dem eine solche Zusammenarbeit stets unerwünscht war.) Im Philosophieunterricht werden aktuelle Kontroversfragen wenig behandelt; dafür stehen Fragen der Naturphilosophie, der Existenzanalyse und der natürlichen Theologie im Vordergrund (vgl. „Teológia“ Nr. 1, 1967, S. 58). Anschlußversuche an die westliche theologische Entwicklung deuten sich in den Dissertationsthemen 1968/69 der Budapester Akademie an: Die Lehre über die Liebe bei Teilhard de Chardin, Der Vergleich des Gottesbegriffes der Metaphysik und der Hl. Schrift in der neueren Theologie, Der Begriff des Gewissens beim hl. Paulus und seine Widerspiegelung in den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils, Die Charismen und die Kirche, Die theologische Schau der Zukunft, Der theologische Sinn der Geschichte.

Die jahrzehntelange Isolierung konservierte nicht nur konservative Denkweisen im Klerus, sie erschwerte in der theologischen Ausbildung auch die Rezeption neuerer Forschungsergebnisse. Kennzeichnend für die Lage ist, daß die Antrittsvorlesung von Prof. A. Szörényi als Dekan der Theologischen Akademie zu Beginn des Studienjahres 1967 („Kann heute der auferstandene Christus verkündigt werden?“) geradezu einen Sturm auslöste. Die neuartige Formulierung des Vortrages, das Thema in Form einer Frage zu stellen, die vom Vortragenden selbstverständlich positiv beantwortet wurde, hatte manche Leser und Hörer völlig ratlos gemacht. Der Vortragende mußte in der Presse ausdrücklich verteidigt werden. Ein Leser schrieb: „Ich habe den Vortrag gehört und kenne den wörtlichen Text. Die beiden decken sich vollkommen . . . Was man dort hören konnte, war die Mitteilung des orthodoxen Glaubensinhaltes, verstärkt durch zeitgemäße Argumentation“ („Katolikus Szó“, 31. 12. 67).

Eine nützliche Verbindung nach außen ermöglicht das Ungarische Kolleg in Rom, das seit dem Teilabkommen mit der Regierung von 1964 wieder von einer beschränkten Zahl ungarischer Studenten belegt werden kann und über dessen Leitung sich der Vatikan und die ungarische Regierung leidlich einigten: ganz wenige Stipendiaten haben die Möglichkeit der Weiterbildung an den Universitäten von Löwen, Paris und Straßburg. Diese Weiterbildung kann gelegentlich ergänzt werden durch Studien- und Vortragsreisen und Arbeitstagungen, an denen ungarische Theologieprofessoren teilnehmen können. Die früher von Ungarn frequentierten Kollegien, das Germanicum in Rom und das Wiener ungarische Kolleg Pazmanium, sind ungarischen Studenten seit dem Krieg verschlossen. Für das Pazmanium machte die ungarische Regierung zwar entsprechende Avancen, wegen der damit verbundenen politischen Auflagen mußte die Kirche jedoch darauf verzichten.

Pietistische Barrieren?

In der spirituellen Erneuerung der Priestererziehung hat man einige bemerkenswerte Schritte unternommen, ein später Prozeß des Umdenkens scheint in Gang gebracht. Das Ziel der Erneuerung wurde von einem allgemein anerkannten Erzieher und Theologieprofessor folgendermaßen formuliert: „Das gegenwärtige Problem der Priestererziehung sehe ich nicht in dem Satz zusammengefaßt: Wie soll der Priester bzw. der zukünftige Priester in die heutige ungarische Gesellschaft hineinwachsen . . . (sondern) . . . wie erfülle ich als Priester die von Christus mir anvertraute Aufgabe im Rahmen der heutigen ungarischen Staatsordnung?“ („Katolikus Szó“, 5. 1. 64). Die Beurteilung der Tätigkeit des Priesters und Seelsorgers hat sich in der Gesellschaft grundlegend geändert. „Der Klerus kann sich nie mehr auf die Tatsache verlassen, daß der staatliche und gesellschaftliche Lebensraum mehr oder weniger christlich ist und daß die Menschen von gewohnten Traditionen getragen werden“ („Katolikus Szó“, 5. 1. 64). Selbstkritisch wurde festgestellt: „Jenes seelsorgliche Priesterideal, das mit Vereinsmeierei, mit dem scheinbaren Besitz der weltlichen Macht, mit der nahezu absoluten . . . priesterlichen Autorität auf dem Lande oder in der Stadt Hand in Hand ging, ist jetzt endgültig vorbei.“ Man orientiert sich an der Einsicht, daß „der Gläubige und Nichtgläubige gleichermaßen Menschen sind, und daß keiner der beiden sich von den allgemeinemenschlichen Pflichten entbinden kann. Diese Gegebenheiten bestimm-

men von vornherein unsere Beziehungen nach außen, die übrigens aus dem katholischen, d. h. universalen Charakter der Kirche grundsätzlich folgen.“

Behindert wird eine solche spirituelle Erneuerung durch deutlich erkennbare und sich steigernde antiintellektuelle, pietistische Tendenzen. Dabei handelt es sich eindeutig nicht nur um ein Überleben gewisser introvertierter Züge der vorkonziliaren Spiritualität, sondern um eine aus der geistigen Isolierung stammende, das religiöse Erlebnis gegenüber der Glaubenseinsicht überbetonende Tendenz, deren Vorhandensein im ungarischen religiösen Leben auch durch eine ungarische kirchensoziologische Untersuchung aufgewiesen wurde (E. András-J. Morel, Bilanz des ungarischen Katholizismus, München 1969, S. 167). Bezeichnenderweise sind auch die ungarischen Bischöfe davon nicht ausgenommen. Es gibt zu denken, daß dieser Antiintellektualismus, der aus der Not eine Tugend machen will, gerade jetzt spürbar wird, wo in Ungarn der Atheismus auf einem höheren geistigen Niveau (z. B. in der Monatsschrift „Világosság“) propagiert wird und religionssoziologische Untersuchungen unter Beweis stellen, daß auch für die Seelsorge unterm „Volk“ agrarische Frömmigkeitsmuster einer bloß „innerlichen“ Religiosität nicht mehr überzeugen (vgl. L. Kándos, Kirche und religiöses Leben in einem heutigen Dorf, Budapest 1969). Den „Pietismus“ der Seminare hat auch die Presse kritisiert: Das Seminar dürfe „keine pietistische Kaserne“ und „kein Noviziat einer Einsiedlerinstitution“ sein; es müsse vor der Erziehung von „Heiligen“ die Erziehung von Menschen zu Ende führen („Katolikus Szó“, 14. 10. 56).

Einen Vorteil erbringt die jetzige Situation: den Zwang zur Erziehung zu größerer Selbstständigkeit. „Vor einigen Jahrzehnten war im Leben der Seminare das Klausur-system ein Grundelement und zwar in dem Sinne, daß der Priesterkandidat im Laufe seiner ganzen Studienzeit möglichst wenig Kontakt mit der Welt pflegte . . . Wir freuen uns, daß unsere Alumnus während der Ferien (nun) in Betrieben, in Büros, beim Straßenbau usw. arbeiten. Sie werden keine Glashauspflanzen werden, sie werden sich nicht mehr in Wolken bewegen, sondern die in den Aufgaben wirklichen Lebens stehenden Menschen ansprechen“ (ebd., 15. 11. 64).

Priesterausbildung und Generationsproblem

Dieser Zwang zur Selbstständigkeit zeigt natürlich neue Wirkungen in der pastoralen Praxis, aber auch im Zusammenleben zwischen den Priestern. Auch wenn derzeit kein Theologe oder junger Kaplan die Worte eines Studenten in der Bundesrepublik zu seinem Rektor (1967) („Sie können sich nicht verhalten wie ein Duodezfürst“), seinem Pfarrer, dem Bischof oder einer sonstigen Autorität ins Gesicht sagen würde, so kann man doch nicht behaupten, daß die jungen Kleriker in Ungarn solche Einstellungen nicht kennen und daß die zwischenmenschlichen Beziehungen in den Seminaren und im Klerus frei von Spannungen sind. Es gibt sie, und sie sind wie fast überall in der heutigen Gesellschaft, zunächst ein Generationenproblem. Die Theologiestudenten und jungen Priester in Ungarn wurden im Grunde von denselben Erlebnissen geprägt und haben dasselbe Lebensgefühl wie ihre Altersgenossen in der übrigen ungarischen Jugend.

Das Generationenproblem ist in seiner Anwendung auf die Seminaristen und den jungen Klerus allerdings nicht so sehr als eine Frage nach Alterskategorien zu verstehen, sondern als psychologischer Sachverhalt, der die Integra-

tionsweise des Einzelnen in die „neue Welt“ umschreibt. In diesem Sinne gehören zur älteren Generation jene, deren persönliche und soziale Formung bereits bei der Übernahme der politischen Macht durch die Kommunisten abgeschlossen war. Bei ihrer Integration spielten die „Veränderungen“, die „Umstellungen“, die Kompromisse, die aus neuen Einsichten kommenden Haltungen eine wichtige Rolle. Die Vertreter dieser „Generation“ sind zugleich noch von Zügen der früheren Lebens- und Gesellschaftsordnung geprägt. Die jüngere Generation ist in der „neuen Welt“ aufgewachsen, der äußere Zwang ist für sie kein Grunderlebnis mehr. Sie bewegen sich deshalb viel unbefangener im System, weil ihnen dieses gar nicht „neu“ erscheint. Sie fühlen sich auch dadurch, daß sie die „neue Welt“ unmittelbar erlebt und nicht sich erst in sie eingewöhnt haben, über diese besser informiert, verhalten sich distanzierter, vielleicht auch kritischer, auf jeden Fall souveräner als der größere Teil der älteren Mitbrüder.

Und gerade diese „Überlegenheit der Erfahrung der Jugend“ spiegelt eine spezifisch ungarische (oder vielleicht osteuropäische) Variante der kirchlichen Autoritätskrise wider. Zwar sind die halbfeudalen Autoritätsmuster im Abbau begriffen. Und es fehlt nicht an Anekdoten über sich sehr demokratisch gebende kirchliche Würdenträger. Es fehlt aber weithin an Einsicht in die echten Werte und Chancen einer im kommunistischen System aufgewachsenen, aber ihren Glauben anders lebenden Jugend. Es besteht ein schwer zu überwindendes Gefälle zwischen der kirchlichen Führung und der heranwachsenden Priestergeneration. Die Führung trifft, soweit ihr der Staat Spielraum läßt, die Entscheidungen, während die vitalere und auch gegenüber der Partei selbstbewußtere Jugend an den für die Zukunft der Kirche wichtigen Entscheidungen kaum Anteil hat.

Hierarchie zu adaptiert?

Dem jungen Klerus muß überdies bei manchen Vorschriften, die ihm weder einsichtig sind noch begründet erscheinen, der Verdacht kommen, die kirchliche Führung folge manchmal mehr als notwendig äußerem Druck als innerer Überzeugung, ohne sich dies einzugestehen. Aber welches immer die Motive der Kirchenführung sein mögen, die Praxis zeigt, daß die Führung in ihrem Sinne sich durchsetzt, ob es sich nun um eine Auseinandersetzung zwischen Pfarrer und Kaplan, Seminaristen und Vorgesetzten, Bischof und „unruhigen“ jungen Priestern, Bischofskonferenz und übrigem Klerus, zwischen Führern der Friedenspriesterbewegung und „Subjekten“ der staatsbürgerlichen Erziehung handelt. Nicht selten entsteht dabei der Eindruck, als arbeite man in der Führung indirekt dem Regime in die Hände. Nicht zufällig konzentrieren sich solche Konflikte oft auf das Gebiet der sog. „vaterländischen Erziehung“ mit den vielen von Friedenspriesterideologie klassischer Prägung durchtränkten Erklärungen und Kommuniqués, mit Warnungen vor den

Fallstricken des „Existentialismus“ und den Aufforderungen nach dem „richtigen“ priesterlichen Bewußtsein und der „ehrliehen“ Vaterlandsiebe.

Der jeweilige politische Hintergrund solcher Konflikte in Seminaren läßt sich kaum verbergen. Anlässlich des Streits im Budapester Zentralseminar wurde beispielsweise in einem Zeitungsartikel erklärt, für die Priesterweihe, und zwar auch im kirchenrechtlichen Sinn, sei die staatliche Erlaubnis zu seelsorglicher Tätigkeit notwendig. Der Bischof sei — so wurde argumentiert — vor der Priesterweihe verpflichtet, erstens den Lebensunterhalt der Weikandidaten sicherzustellen und zweitens sich der Eignung des Kandidaten für das priesterliche Amt zu vergewissern. Nachdem aber die erste Bedingung (Lebensunterhalt) nur durch Übernahme eines Seelsorgepostens gelöst werden kann, sollte auch die Eignung zum priesterlichen Dienst nicht vorausgesetzt werden, wenn die Zustimmung des Staates zum seelsorglichen Dienst nicht als gesichert angesehen werden kann.

Im Verhalten zwischen älterem und jüngerem Klerus in den Gemeinden zeichnen sich übrigens ähnliche Konflikte ab wie in den Seminaren. Man kann beinahe von einer Protestbewegung sprechen. Auch da spielen nicht nur die innerkirchlichen Ursachen eine Rolle, wie man sie im Westen kennt. Besondere Probleme ergeben sich zwischen Pfarrern und Kaplänen, wenn der junge Kaplan sich in der Seelsorge aktiver betätigen möchte, aber der ältere Pfarrer „um des Friedens willen“ (mit den zum Kampf gegen den Einfluß der Religion verpflichteten Behörden) ihn bei der Seelsorge behindert bzw. einschlägige Initiativen formal verbietet — was oft zur Verbitterung der jungen Kapläne führt. Über die auf Sparflamme geschaltete Seelsorge beklagt man sich in der Presse: „Nach innen müssen wir uns eher darüber beklagen, daß einige nicht einmal den Rahmen ausfüllen, nicht einmal das zur Stärkung des Glaubens nutzen, was uns zur Verfügung steht. Es kommt vor, daß jemand dem abgeschafften Religionsunterricht nachtrauert, gleichzeitig aber keinen Religionsunterricht in der Kirche erteilt, wozu er nicht nur das Recht hat, sondern auch die Verpflichtung hätte.“

Schon auf Grund dieser Situation wäre es notwendig, der jüngeren Generation in Zukunft mehr Geltung zu verschaffen, als dies bisher geschah, und die Seminarerziehung stärker danach auszurichten. Es darf sich innerhalb des heutigen Klerus jedenfalls nicht die Geschichte der ungarischen Jugend nach der Auflösung der Donaumonarchie wiederholen, als man in dem von der Generation der „Alten“ geleiteten Staat den jungen diplomierten Leuten oft nur die Rolle des „geistigen Notarbeiters“ zu sichern wußte, während die „Alten“ den Aufbau des neuen Staates nach ihrem gewohnten Geschmack vorantrieben. Damals hieß es: die Jugend wisse noch nicht, wie man eine Gesellschaft „richtig“ aufbaut. Die ungarische Kirche dürfte bei ihren Reformbestrebungen nicht einer alten Versuchung erliegen.

Polizeiterror in Brasilien

Am 23. Januar 1970 flogen neun Journalisten aus sieben Ländern auf Einladung und Kosten der brasilianischen Regierung, von Beamten begleitet, in die Amazonasarbeitsgebiete des 1968 umorganisierten Indianerschutzdienstes, FUNAI (vgl. „O Estado de São Paulo“, 23. 1. 70). Das publizistische Unternehmen wurde ein voller Er-

folg. Nach 14 Tagen von einer 7000 Kilometerreise zurückgekehrt, berichteten die Vertreter der Presseagenturen TASS (Sowjetunion), UPI, dpa, EFE (Spanien), AFP und Reuter nahezu übereinstimmend, sie hätten keine Anzeichen für „eine gewaltsame Ausrottung der brasilianischen Indianer“ entdecken können.